

五

«Ich habe mich aufs Drei-Meter-Sprungbrett gesetzt und die Beine baumeln lassen. Stell dir vor, niemand war hinter mir. Ich habe aufs Wasser geschaut, eine halbe Stunde lang. Die Welt in Ordnung. Du kennst das, Hubert. Ein leichter Wind, Spätsommersonne, und abends taucht die Sonne in den See, wie ein feuerroter Ball. Wusstest du, dass Ewa nicht schwimmen kann? Ich habe sie gefragt und sie hat gesagt: Gelernt nicht. Ich habe ihr gesagt: Dafür kannst du kochen. Der Bademeister hat mir die ganze Zeit Handzeichen gegeben, ich solle springen. Das kann ihm doch egal sein, ob ich da oben sitze und mit den Beinen baumle, oder was sagst du dazu? Du als Fachmann.» Das ganze Jahr über erzähle ich Hubert Schwimmbad-Geschichten. Er weiß nicht, ob ich Ferien oder Schule habe, welchen Monat oder welches Jahr wir haben, wie alt er ist oder wie jung ich bin. Er weiß nicht, ob ich zur Arbeit muss oder ob er zur Arbeit muss oder wir beide. So erzähle ich ihm an Weihnachten vom Schwimmbad und in den Ferien von der Schule. Ich mache es wie Hubert. Ich schmeiße alles in einen Topf: Menschen, Jahreszeiten, Ereignisse, rühre einmal um und alles ist gut: Alle leben und nie ist jemand gestorben. Keiner fehlt.

Petra Pellini, geboren 1970 in Vorarlberg, lebt und arbeitet in Bregenz. Sie war lange in der Pflege demenzkranker Menschen tätig. Für einen Auszug aus dem vorliegenden Roman wurde sie 2021 mit dem Vorarlberger Literaturpreis ausgezeichnet und stand damit auf der Shortlist für das «Lieblingsbuch der Unabhängigen 2024».

Petra Pellini

**Der Bademeister
ohne Himmel**

Roman

Büchergilde Gutenberg

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg
Verlagsgesellschaft mbH, Frankfurt am Main, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung des Rowohlt Verlags, Hamburg
Copyright © 2024 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
Alle Rechte vorbehalten.

Die Nutzung für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG
behält sich der Verlag explizit vor.

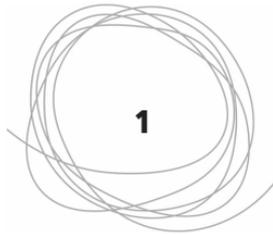
1. Auflage 2024

Einbandgestaltung: Cosima Schneider, Frankfurt am Main, unter
Verwendung des Motivs *Toaster* von © Liana Manukyan/Alamy
Vektorgrafik und des Motivs *Karotten* © abbydesign/Alamy Vektorgrafik
Einbandmaterial: peydur lissé von peyer graphics, Leonberg
Druck und Bindung: CPI books, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7597-7

buechergilde.de

**DER BADEMEISTER
OHNE HIMMEL**



1

Ich werde vor ein Auto laufen. Die Menschen werden sich um mich scharen und mit weit aufgerissenen Augen auf meine blutenden Wunden starren. Wenn mein linker Arm gut zu liegen kommt, werden sie den Säbelzahnartiger auf meinem Unterarm sehen. Die Welt wird stillstehen und endlich wird jemand es aussprechen:

Das Mädchen braucht Hilfe!

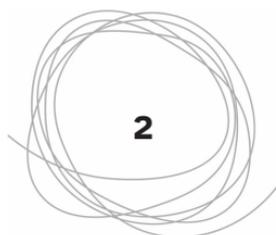
Es gibt zwei Menschen, die mich von der Sache mit dem Auto abhalten. Kevin und Hubert. Kevin wohnt um die Ecke, ist voll intelligent und Hubert wohnt im dritten Stock und ist voll dement. Zweiundvierzig Jahre war Hubert Bademeister im Bregenzer Strandbad. Kevin kenne ich seit sechs Jahren, seit ich ihn am Schulweg mitnehmen musste. Ich erinnere mich an den gelben Flaum auf seinem Kopf. Haare konnte man das nicht nennen. Auf jeden Fall war Kevin mein Handgepäck, weil das eben so war, mit seiner alleinerziehenden Mutter und seinem gefährlichen Schulweg. Kevin war mein Klotz am Bein. Bis er neun war, gingen wir stumm nebeneinanderher. Kopfnicken zur Begrüßung. Kopfnicken zum Abschied. Erst als meine Eltern sich trennten, habe ich begonnen, ihn zu mögen. Er war der Einzige, der wusste, was bei mir zu Hause los war. Kevin kennt mich. Hubert jedoch

kennt meine Geheimnisse. Bei ihm sind sie sicher, denke ich und bekomme einen Lachanfall.

Kevin und ich sehen uns, wann immer es geht. Hubert sehe ich montags, mittwochs und samstags in seiner gewohnten Umgebung, während seine 24-Stunden-Hilfe Luft schnappt. Gäbe es eine Leistungsbeurteilung für Demente, wäre Hubert Klassenbestener. Er hat vergessen, wie man Besteck benutzt und dass man sein Essen isst, wenn es einem vor die Nase gestellt wird. Letzten Mittwoch habe ich ihm seine Haarbürste in die Hand gedrückt. «Mach mal selber, Hubert», habe ich gesagt.

Und er? Er wollte die Bürste dem Mann im Badezimmerspiegel geben. Das mit den Spiegeln, darüber sollte man mal nachdenken. Wenn wir es schon so genau nehmen mit der Gestaltung seiner Umgebung, dann weg mit den Spiegeln. Kein Mensch braucht fünf Spiegel in einer 60-m²-Wohnung. Letzten Freitag ist er über sein Spiegelbild erschrocken und die Woche zuvor hat er mit sich selbst zu streiten begonnen. Er wollte den Mann im Spiegel aus der Wohnung werfen. Ich kann das verstehen. Das mit dem Spiegel ist mir auch oft zu viel.

Ein Jahr ist es her, dass mich seine Tochter abgepasst hat, unten bei den Briefkästen. Die ganze Zeit über musste ich an diese Nachtfalter mit den hauchdünnen Flügeln denken, so zerbrechlich hat sie ausgesehen. Ohne Betreuung sei ihr Vater völlig aufgeschmissen, hat sie erklärt. Da haben wir etwas gemeinsam, habe ich mir gedacht.



Da sitzt er. Die Stimme des Radiosprechers steht zwischen uns. Ich ziehe den Stecker. Aus. Stille. Jetzt hat er mich entdeckt. Ich reiche ihm die Hand. Meine heiß. Seine kalt. Die Spiele sind eröffnet. Jedes Mal frage ich mich, ob er das Mädchen mit den langen, brünetten Haaren erkennt. Er nennt mich du. Ich glaube nicht, dass er mich als fremd einstuft, sonst müsste er die Polizei rufen, wenn ich plötzlich in seiner Wohnung stehe. Mit der Polizei kommt er mir nur, wenn er seine Sparbücher sucht. «Ist mein neues Hobby, mit Hubert Sparbücher suchen», sage ich zu seiner Tochter am Telefon.

Ewa, die polnische Pflegekraft, geht, ohne Gruß, schnell raus. Ich setze mich ihm gegenüber und überlege, ob zwölf Euro in der Stunde leicht oder schwer verdientes Geld sind. Wir spielen Memory, während seine Augen von Zeit zu Zeit zufallen. Ich übernehme seinen Part, spiele gegen mich und sehe zu, wie er gewinnt.

«Hunger, Hubert?», frage ich nach seinem dritten Sieg.

Ich entferne die Rinde vom Weißbrot und streiche Leberwurst darauf. Das mit der Streichwurst kostet mich richtig Überwindung. Ich schneide das Brot und stecke es ihm Stück für Stück in den Mund. Er kaut. Das ist die

halbe Miete. «Und runterspülen», sage ich und halte ein Glas Johannisbeersaft an seine aufgesprungenen Lippen. Er nimmt einen winzigen Schluck und spuckt den Saft zurück ins Glas.

«Willst du mich vergiften?»

«Ja, genau», sage ich.

Immer, wenn ich seiner Vergiftungstheorie zustimme, rücken seine Augenbrauen eng aneinander. Ich werfe die Idee, mit der geblühten Serviette gegen seinen Mund zu tupfen. Jede Veränderung kann Ärger bringen.

Ist Hubert mit nichts aufzumuntern, ziehe ich drei Brockhaus-Bände aus dem Regal, staple sie übereinander, steige hinauf, hole tief Luft, halte mir die Nase zu und springe vom Beckenrand. Ich schwimme durchs Wohnzimmer. Brustschwimmen. Rückenschwimmen. Kraulen. Delfin. Das ganze Repertoire. Hubert lächelt mich mitleidig an. Lässt ihn der dritte Sprung vom Beckenrand unbeeindruckt, suche ich auf Youtube nach Filmmaterial über Freibäder. Hilft alles nichts, ziehen wir uns Rudi Carrell rein. *Wann wird's mal wieder richtig Sommer*. 1975. Rudi sitzt in der Mitte eines runden Schwimmbeckens. Acht Frauen in roten Badeanzügen schwimmen um den Rudi. Exakt da liegt meine Schmerzgrenze. «Jetzt bin ich dran», sage ich und gebe Julien Bam, *Pool Song*, ein.

Die Zeit vergeht so langsam, dass ich mich frage, wer zuerst stirbt. Ich stecke das Radio wieder ein. Ein Sprecher berichtet vom Klimawandel. Die Medien sind schuld, dass ich meinen Plan bisher nicht durchgezogen

habe. Der Gedanke, Kevin im Stich zu lassen, so richtig, das stresst mich. Wer soll ihm sagen, dass er etwas Warmes essen soll oder dass man einen PC auch ausschalten kann? Zudem schläft er kaum. Nächtelang hängt er im Netz, wie ein Fisch, recherchiert und liest den ganzen Müll. Die Tatsache, dass wir die Erde, das Klima, die Eisbären plattmachen und alle, die etwas zu sagen haben, egoistische Idioten sind, macht ihn fertig.

«Nicht gut für die Stimmung», sage ich, wenn er sich zu tief reinlehnt.

«Linda, du hast keine Ahnung», murmelt er.

Ewa nutzt ihre Pause auf die Millisekunde. Hubert sitzt auf der Eckbank in der Küche. Er atmet schnell. Schneller als sonst. Sein Gesicht ist grau. Ich öffne die Bestecklade, checke das Fensterbrett, taste in der Keksdose ins Leere. Offenbar hat Ewa die Zigaretten versteckt. 24-Stunden-Plage, denke ich und lege meine Hand auf Huberts Brust. Fragend schaut er mich an. Ich blicke auf das rechteckige Kästchen, dessen Form sich unter seinem Hemd abzeichnet, zerlege das Wort Herzschrittmacher, greife nach dem Bilderrahmen mit seinem Hochzeitsfoto und tippe mit dem Zeigefinger auf das Gesicht der Braut. Hubert zeigt kein Interesse. Nichts zu holen heute.

Als ich mich von Hubert verabschiede, habe ich ein ungutes Gefühl. Ewa fragt mich, was ich heute noch vorhabe.

«Was ich vorhabe? Nicht viel», antworte ich, «vielleicht ein bisschen Hausarbeit.»

«Auch ich», sagt Ewa und lacht, als hätte sie einen guten Witz gemacht. Hätte ich Geschwister, ließe sich die Hausarbeit mit ein bisschen Streit gerecht aufteilen, aber so bleibt, nachdem Papa seit Jahren weg ist, alles an mir hängen.

Mama schreibt schreckliche Listen:

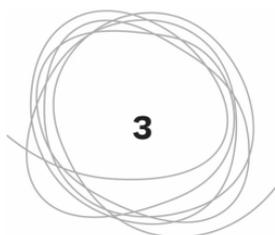
Wäsche aufhängen.

Glas zum Container bringen.

Katzen-Klo reinigen.

Einkäufe – siehe Zettel

Wobei, ganz ehrlich: Ich mag ihre Listen. Sie halten mich vom Lernen ab.



Wenige Stunden später, ich will gerade unter die Dusche, kommt eine Nachricht von Ewa:

Hubert Spittal. Ewa.

Verdammt. Ich denke, dass man Spital mit einem T schreibt und wie gleichgültig Rechtschreibung sein kann und dass Hubert sich im Spital nicht zurechtfindet, weder mit Doppel-T noch mit einem. Schlecht. Ganz schlecht. Ich rufe Kevin an: «Hubert ist im Krankenhaus. Kannst du mitkommen?»

«Sorry, aber da bin ich der Falsche. In Krankenhäusern wird mir übel», höre ich ihn sagen.

Ich erkläre der Nachtschwester, dass Hubert ohne sein Wohnzimmer nicht funktioniert. Sie verweist auf den diensthabenden Arzt und fragt, wer ich bin. Gute Frage, denke ich, lese den Namen auf ihrem Namensschild und habe ihn im selben Augenblick vergessen. Ich verdränge das Bild, wie ich sterbend auf der Straße liege, und während die Krankenschwester Fachausdrücke wie Steine in meine Welt wirft, fühle ich, wie Tränen über meine heißen Wangen rinnen. «Ich bin die Bezugsperson von Herrn Raichl», sage ich, «seine Tochter ist verreist und seine Pflegerin spricht wenig Deutsch.» Ich gebe meine Handynummer an, nehme ein Taschentuch entgegen

und warte. Ich spüre den Impuls, meine Handflächen auf mein Herz zu legen, aber das traue ich mich nicht. Ich male mir aus, wie der Diensthabende reagiert, wenn ich ihm sage, dass ich vor ein Auto laufe, wenn er Hubert sterben lässt. Im nächsten Moment fühle ich eine Hand auf meinem Rücken: «Sorry, hab Stuss geredet, tut mir krass leid.»

Erleichtert lege ich den Kopf an Kevins Schulter.

Der Diensthabende ist ein Kind, zumindest sieht er so aus. Hubert würde sein Leben niemals diesem Kind anvertrauen. Ich wische meine Tränen ab und richte mich auf. Jetzt sind wir gleich groß, wobei der Arzt die deutlich besseren Karten hat. Er muss nicht weinen. Ich fühle mich klein, sogar Kevin ist größer. Wie angeklebt liegt Kevins Hand auf meiner Schulter.

Da liegt er. Sanftes Licht fällt auf die Bettdecke. Sein Gesicht, irgendwo in der Dunkelheit – wie sein gelebtes Leben. Kevin sagt, er warte draußen. Ich nicke, hebe lautlos einen Stuhl ans Bett und setze mich.

«Ich bin es», sage ich und greife nach seiner Hand. Meine kalt. Seine heiß. Etwas stimmt nicht. Jemand legt einen Fels auf meine Brust. Immer, wenn etwas nicht stimmt, sehnt man sich nach Alltäglichem. Ich taste nach dem Puls an seinem Handgelenk. Sein Puls geht schnell, zu schnell. Tachykardie nennt man das, habe ich gelesen.

Kevins Leier kommt mir in den Sinn. «Wir sind zu schnell, zu hohe Frequenz», sagt er immer, «wie 5G, viel zu schnell, wir alle.»

Tachykardie, klingt schön. Generell klingen Diagnosen schön. Diabetes zum Beispiel könnte ein Stadtteil oder Tonsillitis könnte eine Pflanze sein, eher eine seltene als eine gewöhnliche. Sogar Influenza klingt zauberhaft. Hätte man mich als Kind gefragt, ob ich Influenza möchte, hätte ich viel davon gewollt. Selbst Myokarditis klingt nicht übel. Kennt man jedoch die Bedeutung, will man nichts davon. So oder so sind Diagnosen nicht von Vorteil. Ist wie mit den Hurrikanen, die will auch keiner, obwohl sie schöne Namen haben.

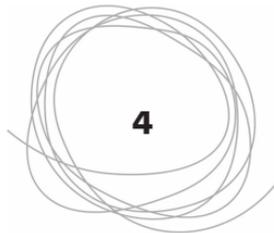
Acht Tage lang hat Hubert auf der Inneren gelegen, bis die Ärzte sich einig waren, dass er in häuslicher Betreuung besser aufgehoben ist. Hat ihm nicht gutgetan, der Ausflug ins Krankenhaus. Sagt ja schon der Name, dass dort nichts besser wird. Wer Augen im Kopf hat, sieht, dass Hubert stirbt. Jeden Tag wird er weniger. Nur mehr Haut und Knochen. Zudem scheint eine höhere Instanz die Löschtaste in seinem Gehirn zu bedienen.

Worte weg.

Fertigkeiten weg.

Erinnerungen weg.

Er macht auf Rückzug. Vielleicht verstehen wir uns deshalb so gut. Wir haben mehrere Gemeinsamkeiten. Zum Beispiel halten wir uns nicht an Vorgaben. Wir stolchern auch nicht in der Vergangenheit herum und wir machen keine Pläne für die Zukunft.



Dank der Nachmittage bei Hubert ist meine Woche gut strukturiert. Gegenüber meinen Klassenkameraden bin ich da klar im Vorteil. Ich brauche nicht zu überlegen, was ich mit meiner Zeit anfangen.

«Man braucht eine Aufgabe, nicht wahr, Hubert», sage ich und zupfe an seinem Hemdkragen.

«Weg da», zischt er.

«Was ist mit dir?», frage ich.

«Aus dem Weg!» Er drängt mich beiseite. «Ich muss zum Fotografen.»

«Was willst du beim Fotografen?»

«Blöde Frage, mein Personalausweis wurde geklaut», zischt er, während er die Taschen seiner Jacke umstülpt.

Anfangs hatte ich keine Ahnung, worauf ich mich da einlasse. Mittlerweile checke ich ein, schaue, wo der Schuh drückt, und finde Lösungen. Definitiv effektivere Lösungen als die anderen. Eigentlich ist es simpel. Entweder man taucht ein in seine Welt oder man lässt es bleiben. Gegen ihn zu arbeiten ergibt keinen Sinn, ihm etwas aufzudrängen, erst recht nicht. Ist wie beim Surfen, man geht mit der Welle. Wenn ich da an Ewa denke, wie sie den Kopf schüttelt, dass er ihr beinahe vom Hals fällt: «Macht, was will, macht, was will.»

«Logisch, macht, was will», sage ich, «ich mache auch, was will. Wir alle sollten macht, was will machen.»

Mittwochs gibt es seltener Zwischenfälle. Vielleicht liegt es daran, dass Hubert jahrelang mittwochs seinen freien Tag hatte. Wir sitzen in der Puppenküche. Puppenküche deswegen, weil ich von der Eckbank aus mit meinem großen Zeh den Einschaltknopf des Geschirrspülers bedienen kann. Wir schälen Gurken. Genauer gesagt, ich schäle Gurken. Hubert macht keine Hausarbeit. Hat er nie gemacht, hat alles Rosalie gemacht. Ewas Freundin Wanda hat einen Berg Gurken geerntet, die Ewa einwecken will.

«Man kann im Mai Gurken ernten?», frage ich.

«Wanda hat Gewächshaus», erklärt Ewa, «kommt Knoblauch, Karotte, Salz, Pfeffer, Lorbeerblatt, Wacholderbeeren, Senf und Essig.»

Hubert sitzt neben mir und blättert in der Tageszeitung. Der Geschirrspüler gurgelt. Es riecht nach Salbei, den Ewa in großen Büscheln mit roten Schleifen aufgehängt hat.

«So viel?», frage ich.

«Muss», sagt sie mit strengem Blick.

Meiner Meinung nach könnte man sich das Jahresabonnement für die Tageszeitung sparen. An der gestrigen Zeitung vom Nachbarn wäre alles dran, was Hubert braucht. Das Entscheidende an der Tageszeitung ist, dass Huberts Gesichtszüge weich werden, wenn er darin blättert. Alle paar Minuten schaut er hoch, rückt seine Lesebrille zurecht und horcht.

«Erwartest du jemanden?», frage ich.

«Meine Frau», sagt er und deutet zur Wohnungstür.

«Wo ist sie denn?»

«Einkaufen, müsste jeden Moment da sein.»

Dass Rosalie vor sieben Jahren verstorben ist, sage ich ihm nicht. Auf mich wirkt er, als wäre seine Welt in Ordnung.

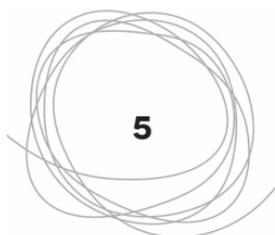
Hausarbeit, die nicht er macht.

Das Rascheln der Zeitung.

Das Gurgeln des Geschirrspülers.

Das Warten auf Rosalie.

Laut Huberts Tochter waren ihre Eltern ein glückliches Paar. Jetzt, da Hubert die Frau auf dem Hochzeitsfoto nicht mehr erkennt, lässt sich das schlecht überprüfen. Im Grunde hat das mit dem Vergessen auch Vorteile. Nehmen wir an, so ein Rosenkrieg, wie ihn Mama erlebt hat, oder nehmen wir an, der Tag mit dem Auto wäre kommenden Frühling. Dann hätte Mama im Alter von zweiundvierzig eine Scheißscheidung hinter sich und die einzige Tochter durch Selbstmord verloren. Könnte sie diese ganze Tortur vergessen, wäre das Wellness pur, nicht wahr?



Bestimmt ist es nicht leicht für Ewa, so weit weg von daheim und Tag und Nacht mit Hubert zusammen zu sein – Knochenarbeit, wirklich! Trotzdem entscheide ich mich für eine klare Ansage: «Wenn du ihm noch einmal sagst, dass Rosalie tot ist, erzähle ich seiner Tochter, dass du ihn Punkt zwölf zum Essen zwingst und ihm die Schlaftablette um sechs statt um acht gibst.»

«Aber muss wissen», sagt Ewa.

«Muss gar nichts wissen», sage ich, «dass ihn in Frieden.»

Und während ich das Wohnzimmer mit großen Schritten verlasse, fällt mir ein, wie ich Ewa unter Druck setzen kann. Entschieden mache ich kehrt: «Sonst kannst du deinen Bonustag vergessen.»

Ewas Augen werden groß.

«Es reicht, wenn man einmal im Leben vom Tod seiner Frau erfährt. Das muss bei Gott nicht täglich sein!»

«Und Bonustag?» Ewa schaut wie ein Lamm.

«Kein Bonustag», zische ich.

Jeden zweiten Mittwoch ist Bonustag. Am Bonustag betreue ich Hubert eine Stunde länger als sonst, während Ewa ihre Freundinnen Wanda und Aleksandra trifft.

Kaffee trinken.

Handarbeiten.

Haare färben.

Nägel malen.

Schminktippes tauschen.

Internetgeschäfte.

Oft sagt Ewa, ihre Freundinnen seien Gold wert und dass beide einen besonderen Platz in ihrem Herzen haben.

Unglaublich, wie viele Menschen in Ewas Herz Platz haben, denke ich.

Die drei Freundinnen haben ein ähnliches Schicksal.

Wanda, gelernte Kfz-Mechanikerin, Firma kaputt.

Aleksandra, gelernte Kosmetikerin, Firma kaputt.

Ewa, Näherin, Firma kaputt.

Heute hat Ewa mich gebeten, eine halbe Stunde früher hier zu sein. In beiden Händen hält sie vollgestopfte Stofftaschen. Wer weiß, was sie wieder vorhat. «Musst du gleich los?», frage ich.

«Bisschen zu früh», sagt sie und lächelt.

Am Bonustag sieht man Ewa ihr Glück an.

«Die Internetgeschäfte laufen?», frage ich, während Ewa einen aufklappbaren Spiegel aus ihrer Handtasche hervorholt. Ewa nickt und beginnt, mit kleinen zupfenden Bewegungen ihre Wimpern zu sortieren.

«Die Menschen kaufen von Hand bestickte T-Shirts?»

«Viele, viele», antwortet sie und zieht ihre Mundwinkel bis zu den goldenen Kreolen an ihren Ohren. Ich schüttle den Kopf und nutze Ewas gute Laune für ein bisschen Konversation.

«Und dein Freund? Wie war noch mal sein Name?»

«Marek», sagt sie, «Marek Dabwroski.»

«Was macht ihr, wenn ihr euch in Polen trefft?»

«Spazieren, tanzen, kleine Reise, Sex nicht», sagt sie.

Ich versinke im Boden.

«Bin ledig, weil vegetarisch», sagt Ewa.

«Das ist doch Blödsinn, Ewa. Ich kenne niemanden, der so wunderbar Naleśniki bäckt und so akkurat Ordnung hält, wie du das machst. Der Mann, der dich bekommt, der kann sich glücklich schätzen.»

Ewa richtet sich auf und lächelt verlegen.

«Was hast du eigentlich gelernt, Ewa?»

«Erste-Hilfe-Kurs.»

«Und sonst?»

«Nix.»

«Nichts?»

«Näherin bei Firma, aber Firma kaputt.»

«Kam der Pleitegeier?»

«Warum Vogel?»

«Ach, vergiss es.»

Ewa positioniert sich breitbeinig, zeigt mir ihre Handflächen und sagt: «Hände, Gehirn und gesund-kern.»

Ich lache laut, gehe auf sie zu und nehme sie in meine Arme.

«Kerngesund, Ewa, das heißt kerngesund.»

Ewa wird fünf Zentimeter kleiner und weint.